

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 6 (1993)

Artikel: Tuberkulose als individuelles Schicksal : der Leidensweg von Nina Hilty aus Werdenberg, dokumentiert anhand ihrer Briefe (1917-1919)
Autor: Deplazes-Haefliger, Anna-Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tuberkulose als individuelles Schicksal

Der Leidensweg von Nina Hilty aus Werdenberg, dokumentiert anhand ihrer Briefe (1917–1919)

Anna-Maria Deplazes-Haefliger, Küssnacht

Wer sich mit sozialgeschichtlichen Quellen der letzten zwei Jahrhunderte beschäftigt, begegnet der Tuberkulose als «Schwindsucht» oder «Auszehnung» (die schwere, chronische Form der Lungentuberkulose) mit erschreckender Häufigkeit. Überall war die Krankheit verbreitet, und im Zeitalter der Industrialisierung grassierte sie als endemische Seuche in den Armenvierteln der Städte. Wie erlebten Tuberkulose ihr oft hartes Schicksal? Während wir über die Kranken aus dem Bildungsbürgertum und der Oberschicht dank Tagebuchaufzeichnungen, Briefen und literarischen Verarbeitungen – man denke an Thomas Manns *Zauberberg* – gut orientiert sind, wissen wir nur wenig über das Leben der Tuberkulosekranken aus den unteren Schichten. Das Quellenmaterial, das uns über sie zur Verfügung steht, stammt meistens aus zweiter Hand, von Ärzten und Behörden, die sich beruflich mit Tuberkulosefällen beschäftigten. Die unmittelbar Betroffenen, die Kranken, kommen nur selten zu Wort.¹ Von einer armen, tuberkulosekranken Werdenbergerin, Nina Hilty, ist eine Reihe von Briefen aus den Jahren 1917 bis 1919 erhalten. Es sind aussagekräftige Quellen, aus denen wir für diese Arbeit schöpfen. Nina Hilty schildert ihre Lebensumstände plastisch und genau und kann auch ihre Gefühle offen und ergreifend zum Ausdruck bringen. Die Briefe sind für die nächsten Angehörigen und nicht für ein Publikum bestimmt: Die Schreiberin auferlegt sich keinerlei Zwang und unterlässt die Selbstzensur, die üblicherweise automatisch erfolgt, wenn man sich an Ausenstehende wendet. Die Veröffentlichung so persönlicher Zeugnisse wäre eine Indiskretion, wenn nicht mit dem menschlichen Verständnis und dem Einfühlungsvermögen der Leserschaft gerechnet werden könnte. – Wir edieren diese Briefe – nach einer Einleitung über den allgemeinen Charakter der Tuberkulose – fast vollständig; nur einige wenige Wiederholungen



Werdenberg um 1900. Nina Hilty als ca. sechsjähriges Mädchen rechts aussen (mit Puppe). Ihr späterer Kommentar: «Die wüest Chrot, wo angezeichnet ist, bin ich, Ihr könnt dann lachen ob mir.»

und belanglose Stellen sind weggelassen. Anschliessend werden die Briefe vor allem sozialgeschichtlich ausgewertet.

Die Krankheit und ihre Bekämpfung

Noch im 18. Jahrhundert standen die Ärzte der Tuberkulose machtlos gegenüber: Sie konnten über ihren Charakter nur mutmassen, es gab keine Diagnostik zur Früherkennung und erst recht keine tauglichen Heilmittel für fortgeschrittene Stadien der Krankheit. Häufig mussten die Ärzte sich bei der Tuberkulose-Behandlung mit einer Prognose des baldigen Todes begnügen. Die entscheidenden Fortschritte brachte das 19. Jahrhundert. Das gesteigerte Interesse an den Naturwissenschaften sowie die neuen technischen Möglichkeiten schufen die Basis für eine gründliche Auseinandersetzung mit der Krankheit. So erkannte 1865 der französische Arzt Vuillemin die Tuberkulose als Infektionskrankheit, und 1882 entdeckte der Deutsche Robert Koch ihren Erreger, den Tuberkelbazillus. Am

Ende des Jahrhunderts war der Wissensstand schon ziemlich umfassend.

Die Tuberkulose ist eine Infektionskrankheit, die meistens über die Atemwege (Sprechkontakt mit Bazillenträgern) und seltener über die Nahrungsaufnahme (z. B. Einnahme von infizierter Kuhmilch) in den Körper gelangt. In den Bronchien oder im Darmtrakt bilden sich entzündliche Herde, die üblicherweise wieder verheilen. Früher verlief dieses Stadium der Primärinfektion häufig unbemerkt. In nicht völlig abgeheilten Herden überleben die Tuberkelbazillen lange, die Krankheit kann wieder ausbrechen, oft als Folge einer körperlichen Schwächung. Die Bazillen verbreiten sich im Körper vom Primärherd aus auf dem Lymph-, Blut- und Bronchialweg. Die Tuberkulose wird ohne Behandlung meistens chronisch, zerstört das befallene Gewebe und führt zum Tod des Patienten. Wie andere Infektionskrankheiten verbreitet auch sie sich unter prekären Wohnverhältnissen, bei mangelhafter Hygiene und schlechter Ernährung

besonders stark. Erbliche Veranlagung erhöht in vielen Fällen das Krankheitsrisiko noch zusätzlich.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts begann man mit der systematischen Tuberkulosebekämpfung. Gemeinnützige Vereine förderten die Volksaufklärung, damit – vor allem durch Beachtung hygienischer Massnahmen – die Ansteckungsgefahr vermindert werden konnte. Dem gleichen Zweck diente die Anzeigepflicht für Tuberkulosekranke sowie deren Isolierung. Als wirksame Therapie kannte man damals in erster Linie den Aufenthalt in trockener und sonniger Höhenlage, verbunden mit körperlicher Schonung und reichlicher Nahrung. In den 1850er Jahren entstanden in Schlesien die ersten Tuberkulosesanatorien. Kuraufenthalte brachten in leichteren Fällen gute Erfolge, dauerten aber lange und erforderten oft über mehrere Jahre eiserne Disziplin von den Patienten. Sie waren eine starke finanzielle Belastung und für weite Kreise der Bevölkerung kaum erschwinglich. Deshalb gründeten private Stiftungen um die Jahrhundertwende zahlreiche Volksheilstätten in der Schweiz: 1895 wurde als erstes das bernische Sanatorium Heiligenschwendi eröffnet; die St.Galler Heilstätte Walenstadtberg folgte 1909. Bekanntester Kurort für Tuberkulosekranke war Davos. Dort entstand – neben privaten Sanatorien für Vermögende – eine Reihe von Volksheilstätten.

Trotz beachtlicher Erfolge in ihrer Bekämpfung blieb die Tuberkulose eine der gefürchtetsten Infektionskrankheiten, vor allem auch für junge Leute. Noch 1901/02 erlagen ihr (im Durchschnitt der beiden Jahre) in der Schweiz 8880 Menschen; für 57,2 Prozent der im Alter von 15 bis 19 Jahren Verstorbenen war sie die Todesursache! Erst nach der Mitte des 20. Jahrhunderts gelang es dank Schutzimpfung, Chemotherapie und allgemeinem Wohlstand, die Tuberkulose in der Schweiz fast zum Verschwinden zu bringen.²

Die Briefftexte im biographischen Zusammenhang

Nina Hilty entstammte einer armen, vom Unglück verfolgten Werdenberger Familie. Ihre Mutter Barbara Litscher heiratete 1878 in erster Ehe den Sticker Jakob Lufi aus Sevelen, der aber schon zwei Jahre später auf unrühmliche Weise nach Amerika entflohen. Er hinterliess seiner Frau das ein-

jährige Töchterchen Anna sowie einen Schuldenberg. «Ich habe, wie Du weisst, viel Verdruss über Dein Gatte- und Vaterloses Wesen und Leben, da wir noch bei einander waren, und seitdem Du geschieden, ist auch der Kummer noch hier geblieben, denn ich bin allein bei meinem Herzgeliebten Röschen Anna, verachtet um Deinetwillen. [...] Einsam leben wir unter mühevollen Tagen dahin, denn ich muss mich viel plagen, bis ich die Deinigen Schulden, die Du gemacht hast, getilgt habe. Lieber thu ichs, als Dich noch in eine grössere Schanden bringen.»³ So beklagte sich Barbara Litscher gegenüber ihrem Mann. Als Putzfrau und Wäscherin bestritt sie den Unterhalt für sich und das Kind und zahlte wenigstens einen Teil der Schulden ihres Mannes zurück, um einigermaßen in Ehren vor der Gesellschaft bestehen zu können. 1885 wurde die Ehe geschieden, im gleichen Jahr heiratete Barbara Litscher zum zweitenmal. Der Gatte Othmar Hilty war Korbmacher von Beruf und lebte in einem jener kleinen Häuser im Städtchen Werdenberg, die uns heute nach gelungener Renovation so pittoresk anmuten, damals aber in ihrem verfallenen Zustand und ohne genügende sanitarische Einrichtungen vorwiegend von Armen bewohnt wurden. Der Ehe entsprossen vier Kinder: drei Knaben und die 1892 geborene Nina. 1896 starb Othmar Hilty an Tuberkulose. Barbara Litscher war mit fünf Kindern wiederum auf sich allein gestellt. Im gleichen Jahr erkrankte das jüngste Kind, der zweijährige Burkhard, an einem rätselhaften Leiden. Er konnte nur noch auf den Zehenspitzen gehen und litt an starken Rückenschmerzen. Wahrscheinlich machte der Kleine, angesteckt vom Vater, eine Knochentuberkulose durch. Nach fünf Jahren erholte er sich wieder, wurde aber kleinwüchsig und bucklig. 1911 und 1912 starben die beiden älteren Brüder kurz nacheinander an Lungentuberkulose. Nur Nina blieb vorerst verschont. Seit 1909 arbeitete sie als Dienstmädchen in Zürich und später in Grabs. 1914 gebar sie einen unehelichen Knaben und kehrte mit diesem nach Hause zurück. Fortan trug sie mit Putzen und Nähen zum Lebensunterhalt ihrer Familie bei. 1916 wurde auch sie tuberkulosekrank. Sie kam ins Sanatorium Walenstadtberg, brach die Kur wahrscheinlich aber vorzeitig ab. Es wurde beschlossen, die Kranke in die gesunde Bergluft nach Davos zu schicken, wo ihre Halbschwester Anna Lufi mit ihrem Mann

Hans Conrad ein Gasthaus und einen Lebensmittelladen betrieb. Nina Hilty durfte bei den Conrads wohnen, musste aber Kost und Logis durch Mithilfe im Betrieb abverdienen. Das Kind blieb in Werdenberg, doch für seinen Unterhalt und ihre persönlichen Bedürfnisse war Nina Hilty auf eine Anstellung in Davos angewiesen. Ein viel zu strenges Arbeitspensum belastete fortan die Kranke. Im Juli 1917 reiste Nina Hilty schweren Herzens ab. Wenig später schrieb sie an Mutter und Bruder:⁴

1. «Davos Platz, den 17. Juli 1917
Meine Lieben!

Endlich kommt ein Briefchen, werdet Ihr sagen. Würde halt lieber selber kommen, ich wollte, ich wär zu Hause geblieben und hätte etwas verdient. Es ist halt jetzt nicht gut eine Stelle finden, eine wo für mich passt. Es hätte ja schon, aber wo für mich zu streng ist. Hab mich gemeldet bei Hermann Frei, Weisses Kreuz, Davos Platz. Aber Hans meint halt, es sei mir zu streng. Frau Frei hat gesagt, sie wolle in 2 Tagen berichten, aber sie hätte halt auch lieber ein gesundes, starkes Mädchen. Aber ich könnte ja probieren.

Du brauchst dann der Anna nichts mehr zu schicken, bis sie dann schreibt, sie hat gethan wie eine Verrückte wegen den Johannesbeeren, sie sind nämlich auf der Bahn als 20 Kilo angegeben worden und waren blos gut 8 Kilo. Nun hat sie halt 1.65 Fr. bezahlen müssen und per Post hätte es nur 80 [Rp.] gekostet. Sie habe es ja hundertmal gesagt und geschrieben, was unter 10 Kilo sei, solle man per Post schicken, es sei billiger. Sie hat denn auch vor dem Briefträger gesagt, wir seien von Schissdreck und sauchoga dumm, und weiss ich was alles. Burkhard hätte es doch auch wissen sollen. Wir brauchen ihr gar nichts mehr zu

1 Vgl. dazu Hauser 1989, S. 256; Herzlich/Pierret 1991, S. 40ff.

2 Zur Geschichte der Tuberkuloseforschung und Tuberkulosebekämpfung vgl. Haefliger 1990; Haegi 1988, S. 122ff.; Horisberger 1988, S. 59f.; *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz*, Bd. VII, Neuenburg 1934, S. 86–90; *Schweizer Lexikon*, Bd. VII, Zürich 1948, S. 570f.

3 Brief von Barbara Litscher an Jakob Lufi, undatiert, ca. 1881.

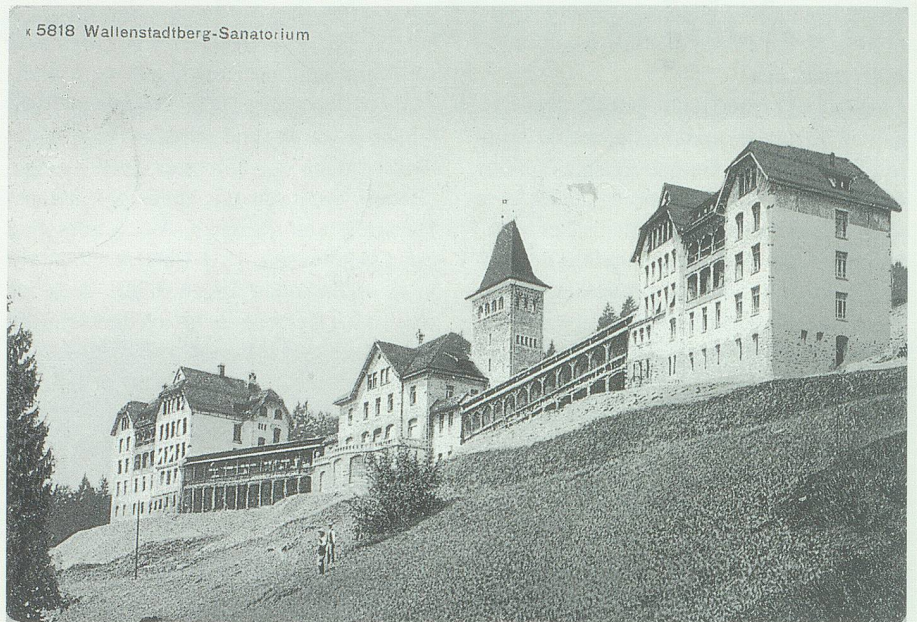
4 Die nachfolgend edierten 9 Briefe von Nina Hilty sind alle an Barbara Litscher und Burkhard Hilty gerichtet. Die Orthographie der Briefe wurde – mit Ausnahme einiger weniger sinnenstehender Fehlschreibungen – nicht verändert. Die Interpunktion wurde teilweise ergänzt, unterstrichene Wörter sind gesperrt gedruckt.

schicken. Und überhaupt kann keines genug essen am Tisch, sie thut so wenig auf den Tisch, dass jedes denkt, ich muss hören, das mag das andere noch. Hans kann auch nie genug essen, aber er nimmt dann halt einfach etwas anderes, und Anna hat auch schon Kaffee gemacht um 4 Uhr, aber nur für sich. Da hab ich heute an einem fort ginet [gegähnt] am Nachmittag, dann hat sie doch gesagt, ich könne ja für mich auch ein Tässchen Kaffee machen, während sie für sich schon gemacht hat. Hab dann für die Magd auch gemacht, aber sie hat gesagt, wenn mans ihr nicht erlaube, so nehme sie nichts. Und wenn man im Tag 2 Brot isst, dann sagt sie, wie man viel Brot esse, und sind wir doch 10 Personen. Und mit Mama und Paul³ ist sie schon mehrere Wochen uneins. Ich durfte nicht einmal zu Mama hinauf, sie begrüßen. Aber ich bin ihr denn doch hinauf gekommen, ohne dass sie etwas wusste. Sie ist wirklich ein verrücktes Geschöpf, sie sollte nur einmal etwas schweres durchmachen müssen, es würde ihr dann vielleicht vergehen.» (Brief unvollständig.)

Die Wirtin zum Weissen Kreuz erbarmte sich, Nina Hilty erhielt trotz gesundheitlicher Bedenken die finanziell dringend benötigte Stelle. Ihre Arbeitgeberin begegnete ihr mit menschlicher Wärme und Anteilnahme. Nina berichtet nach Hause:

2. «Davos-Platz, den 28. Nov. 1917
Meine Lieben!

Endlich komme dazu, Euch das Geld zu schicken. Habe es zwar auch erst am Dienstag bekommen. Der Kleine wird wohl Freude haben an der Schocki, musste aber auch lange warten darauf. Es freut mich sehr, dass es wieder besser ist mit Euch. Habe auch wieder manche schlaflose Nacht gehabt wegen dem Zahnweh, bis Frau Frei dem Zahnarzt telephonierte, wann ich kommen könne zum Zahnziehen. Nun hat er mir einen gezogen und drei muss er plombieren. Habe aber auch bald ein Maul wie ein altes Weib, nur noch auf einer Seite Zähne. Das kostet auch ein paar Fränkli. Werde halt das nächste Mal keines schicken. Aber alle herausziehen lassen kann ich auch nicht, und andere machen lassen, würde wahrscheinlich mehr kosten. War aber auch ganz kaput, so manke Nacht nicht schlafen und doch streng schaffen müssen. Da hat die Frau gesagt, das könne man doch nicht bleiben lassen. Betreff den Finken hab ich gemeint,



Das Sanatorium Walenstadtberg kurz nach seiner Eröffnung.

man wolle es noch bleiben lassen, weil ich nicht mehr Geld schicken kann. Trage halt die alten solange als möglich. [...] [Es sind] etliche Bekannte [hier], auch ein paar, wo mit mir im Sanatorium [Walenstadtberg] waren. Vielleicht kommt s'Kusterli auch nach Davos, würde mich sehr freuen. Ich glaube, die Wirtschaft geht ganz gut an Anna. Letzthin haben ein paar miteinander an einem Abend für 140 Fr. gesoffen, da kann man schon sagen gesoffen, nicht wahr?

Nun will ich Schliessen, dass die Sachen wohlbehalten ankommen. Seid herzlich gegrüsst von Eurer Nina.»

3. «Davos-Platz, den 15. Mai [1918]
Meine Lieben!

Ich soll Dir schreiben, sagt Anna, wiewohl sie auch hätte schreiben können, denn der Brief vom Sonntag war ja an ihre Adresse gerichtet. Wie geht es Dir, liebe Mama, hast starke Schmerzen? Zwänge Dich ja nicht zur Arbeit, ich will lieber heimkommen, als wenn Du immer mit Schmerzen arbeiten musst. Und wenn Du solltest operiert werden, muss doch jemand daheim sein, nicht wahr. Ich würde mich nicht zweimal besinnen wegen dem Operieren. Du weist ja auch, wie Frau Eggenberger-Dutler ein Geschwür hatte, und jetzt ist sie doch wieder so gut zweg. Hat Babetta die Grüsse ausgerichtet oder nicht? Schade, dass sie nicht länger blieb, hätte so gerne ein wenig gebummelt mit ihr. Was macht der Kleine, ist er nicht mehr chiebig?

Hat ers wieder besser? Ich bin auch chiebig. Anna sagt es wenigstens, aber es ist auch kein Wunder, ich glaube, sie wäre noch weniger gut zu haben als ich. Wie habt Ihr es mit der Feldarbeit, geht denke nicht gut. Ich würde grad gerne ein wenig auf dem Feld schaffen bei dem Wetter, wie wir jetzt haben hier. Der Winter hat aber auch lange genug gedauert, es ist einem verleidet, immer Schnee und wieder Schnee. Mache jetzt fleissig Liegekur, wenns schön ist. Hoffentlich hat Burkhard auch schön Wetter, wenn er nach Davos kommt.

Nun will ich schliessen. Wünsche recht gute Besserung, und schreibe bald. Indessen herzliche Grüsse Eure Nina»

Obwohl Nina Hilty sich so viel wie möglich schonte, verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand in den folgenden Monaten. Die Tuberkulose hatte auf den Kehlkopf übergegriffen und verursachte Halsbeschwerden. Im Sanatorium Clavadel liess sie sich ambulant behandeln. Ihrer Arbeit im Weissen Kreuz war sie körperlich nicht mehr gewachsen. Fortan versuchte sie, mit Nähen und Flickern ihren Unterhalt zu verdienen.

4. «Davos-Platz, den 4. August 1918
Meine Lieben!

Endlich auch wieder ein Lebenszeichen von mir. Wie geht es Euch, seid Ihr wohl? Kommt Burkhard bald in die Ferien? Würde mich kolossal freuen. Habe jetzt

ein Zimmer gemietet bei Frau Frei. Anna hat halt kein Zimmer, wo mir passen würde. Hab halt ein Zimmer wollen, wo ich auf dem Balkon arbeiten kann, wenn ich nicht auf Stör kann. Wenn ich kann, gehe ich auf Stör, komme wahrscheinlich besser weg. Anna hat gesagt, ich soll nicht gehen unter 3½ frs. und das Essen. Bin zwar jetzt 9 Tage gegangen für 3 Fr. Und wenn [ich] daheim arbeite, so will ich 60 bis 70 Cts. verlangen pro Stunde. Das Mittagessen nehme ich dann bei der Anna, und z Morga und z Nacht koch ich dann selber auf einem Apparatli. Nehme dann 1 Liter Milch, und wenn Du mir könntest irgendwie Kartoffeln spedieren, dass ich am Abend ein bisschen braten kann, und wenn Du wieder einmal ein paar Eier hättest. Und würde ich nicht in Sevelen etwa ein Kilo dürre Birnen bekommen? Sie könntens mir ja per Nachnahme schicken. Euch werde ich in nächster Zeit auch wieder einmal Geld schicken, hab jetzt halt etliche Wochen nichts verdient. Habe jetzt schon 27 Fr. bekommen. Aber weist, man muss manchmal die Bletz kauf[en] zum Flicker, und dann sollte ich doch Geld haben, man kanns ja natürlich berechnen. Will nun sehen, wie mir die Beschäftigung zusagt gesundheitlich, ich tues schon lieber als putzen. Morgen kommt Babetta wieder zur Anna, und Nina⁶ geht dann bald heim. Es ist auch nicht alles Gold, was glänzt bei der Nina. Sie würde auch lieber nichts arbeiten und Kur machen, und unsereins muss arbeiten, wenn man fast auf allen vieren gehen muss. Es geht mir insoweit wieder ganz gut, aber es ärgert einem, wenn gesunde Leute nicht schaffen wollen. Hab auch den Hals ausbrennen lassen. Der Arzt sagte mir, er könne sonst nichts mehr machen. Muss nun noch einmal gehen. Kannst denken, das tut auch nicht wohl. Das letzte Mal war ich den ganzen Tag ganz krank. Es ist mir so auf die Nerven gegangen, hab einfach nichts machen können, hab gezittert wie Espenlaub. Wird wohl auch etliche Fränkli kosten. Er hat gesagt, ich hätte schon lange kommen sollen, denn gurgeln könne man im Kehlkopf hinten nicht. Habe zwar noch Gurgelwasser gekauft vorher, aber ich brauchts doch, denn es reinigt den Hals kolossal und die Zähne auch. Es heisst Sansilla. Es wäre auch gut für Burkhard, es ist desinfizierend. Hans hatte scheints auch einmal ein chronisches Halsleiden, und das hat ihm dann geholfen. Es ist so wie so gut für S ä n g e r. Was macht Naus Magdalena? Hab ihr gar nicht schrei-

ben mögen, kam ganz krank vom Clavadel herunter, und dann hab ich nicht einmal im Bett bleiben können, weil ich in der Stube schlafen musste, und wäre doch so gerne im Bett geblieben mit meinen 39,4 Fieber. Hab bereit für 3 Fr. nur Pulver geschluckt. Glaubte selber, ich hätte die Lungenentzündung. Aber dann hab ich wieder gedacht, nein, Du darfst nicht krank werden, sonst ists fertig, und bin ich halt am Morgen wieder aufgestanden. Und jetzt gehts ja wieder besser. Nur den Mut nicht sinken lassen, es ist einem wöhler dabei. Aber manchmal ist man ganz niedergeschlagen, gar wenn man nicht weiss, wo man daheim ist.

Nun viele Grüsse Eure Nina»

In der zweiten Hälfte des Jahres 1918 wurde die Schweiz von einer verheerenden Grippe-Epidemie heimgesucht, die Hunderte von Todesopfern forderte. Nina Hilty – in ihrem geschwächten Zustand – konnte keine Abwehrkräfte gegen diese neue Infektion mobilisieren, sie erkrankte schwer und musste hospitalisiert werden. Kurz nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus schrieb sie nach Hause:

5. «Davos Platz, den 4. Nov. 1918
Meine Lieben!

Habe Euren Brief erhalten, war aber schon daheim. Es ist halt kolossal Platzmangel, da muss man halt Platz machen, wenn man einige Tage kein Fieber mehr hat. Aber ich bin noch gar nicht zweg. Habe noch alle Abend Fieber, seit ich wieder daheim bin. Gestern hatte ich bereit 39. Der Dockter sagt, ich dürfe noch nicht arbeiten, überhaupt sollte ich kuren können eine Zeit lang. Jetzt hat man mir gesagt, ich solle anfragen beim Tuberkulosenverein, ob sie eine Unterstützung gewähren, dann ginge ich halt nur noch auf die Arbeit, wenn ich möchte. Ich kenne hier auch ein Bureaufräulein, sie arbeitet beim Herr Dr. Bächtold auf dem Bureau, hat aber nicht soviel Lohn, dass sie sich erhalten kann. Und nun bekommt sie eine monatliche Unterstützung. Ich habe dann gedacht, ich dürfe auch Anspruch machen darauf. [...] Wenn Burkhard [eine Stelle in Davos gefunden hat,] verkaufen wir die Bude und mieten hier eine kleine, einfache Wohnung. Dann sind wir alle beisammen und können wir uns gegenseitig aushelfen. Denn ich weiss, dass ich unten nicht existieren kann, und Dich, liebe Mama, können wir auch nicht allein lassen. Das wäre

mein grösster Wunsch. Und schliesslich würde es Anna auch einsehen, dass es nicht anders geht. Frau Conrad und Frau Dermont haben auch das Gleiche gesagt, und andere auch. Du darfst aber den Brief der Anna nicht zeigen. Sie kommt nämlich morgen Dienstag nach Buchs, um Äpfel zu kaufen. Von dem schweren Leid, das Familie Dürr betroffen hat, hab ich im Werdenberger gelesen. Da kann man wieder froh sein, wenns so abgelaufen ist bei uns. Der Arzt sagte zu mir im Krankenhaus, es gehe mir über Erwarten gut. Habe so aus allem Reden herausbekommen, dass [es] hart an einer Lungenentzündung vorbei gegangen, und drum wäre es gut, wenn ich mich noch schonen könnte. Muss aber schliessen, muss noch z'Nacht kochen für mich und ist es sechs Uhr und Zeit ins Bett. Würde schon zu Anna gehen zum Nachtessen, aber am Abend darf ich fast nicht wagen auszugehen. Am Mittag bin ich gegangen, ist dann schön Sonnenschein. Ich kann noch gar nicht recht denken beim Schreiben, es wird mir ganz schwablig. Es hat auch furchtbar viel Kranke hier, auch ganze Familien. Hier im Weissen Kreuz waren auch krank, bis an Frau Frei und Fr. Ulrich. Waren auch alle im Krankenhaus. Im Haus Conrad sind auch fast alle im Bett, aber unsere sind noch verschont geblieben. Aber es kann immer noch kommen, man weiss ja gar nichts.

Also die besten Grüsse von Eurer Nina. Habt nur recht gut Sorg, Burkhard auch.»

6. «Davos Platz, 17. Nov. 1918
Meine Lieben!

Das Paket habe ich erhalten, besten Dank. Bin recht froh, die Birnen thun mir gut jetzt. Bin zwar wieder ziemlich zweg, muss immer denken, wie es mir wieder gut gegangen ist. Es sterben gegenwärtig hier auch so viele, man vernimmt es nur nicht so wie auf dem Lande, wo man alles kennt. Aber wenn man den Werdenberger liest, hat es immer Bekannte drin, wo gestorben sind. Du hast mir doch geschrieben, Gabathulers Bethli sei auch krank. Ist es wieder besser? Wenn man wieder einmal heimkommt, ist manches nicht mehr da, wo man gekannt hat. Wegen Kaspar Dürr war ich wirklich ganz baff. [...] Aber was will man sagen, es ist alles verrückt heutzutags. Was das nur wieder für eine Schweinerei war mit dem Streick. Hat man in Buchs auch

5 Schwiegermutter und Sohn von Anna Lufi.

6 Drei Bekannte aus Werdenberg.

gestreikt? Wir hatten hier einige Tage fast keine Milch. Familien bekamen bloß $\frac{1}{3}$ vom normalen und Einzelpersonen bekamen gar keine. Die hiesige Milch reicht bloß für ein Drittel der Bevölkerung, also müssen sie $\frac{2}{3}$ von auswärts beziehen, und weil der Bahnverkehr streikte, kam eben keine Milch. War diese Woche wieder zwei Tage auf der Stör, aber wenn ich dann die Unterstützung bekomme, darf ich so wie so nicht mehr gehen, muss dann Liegekur machen. Pfarrer Accola hat gesagt, er könne für 80 Fr. garantieren im Monat, hab aber noch nichts bekommen. Am Vormittag geh ich zur Anna und helfe der Babett, weil Anna immer im Laden sein muss, und dann kanns sies an das Mittagessen rechnen. Anna sagt, ich solle fragen, ob Ihr keine Brotmarken habt, sie haben schon wieder keine mehr, und ich hab keine vorigen. Was macht der Kleine? Ist er gesund und munter? Wenn ich ihn nur wieder einmal sehen könnte. Würde so gern auf Weihnachten heimkommen, aber Anna würde mir denk nicht viel drauf haben. Inzwischen die herzlichsten Grüsse von Eurer Nina.»

Um die Jahreswende verschlechterte sich Nina Hiltys Gesundheitszustand erneut. Ihre körperliche Schwäche nach überstandener Grippe begünstigte das Fortschreiten der Tuberkulose. Noch immer arbeitete sie – soweit ihr Zustand dies erlaubte – als Näherin und half der Schwester im Haushalt. Damit verscherzte sie aber die von der Tuberkulose-Fürsorge versprochene Unterstützung, welche einen Arbeitsverzicht und den Aufenthalt in einem Sanatorium vorausgesetzt hätte.

7. «Davos Platz, den 25. Feb. 1919
Meine Lieben!
Endlich komme ich dazu, Euch ein paar Zeilen zu schreiben. War wirklich bisher fast nicht imstande, am Abend noch zu schreiben, da ich sehr müde war. Jetzt geht es schon besser, habe noch Hilfe bekommen. Es sind zwei Fräulein hier auf Besuch, und die helfen mir auch, und Mitte März kommt dann eine andere. [...] Wegen dem Krankenhausheld, das ist schon bezahlt, und 5 Fr. für Aufenthaltsbewilligung hab ich auch blechen müssen. Die 25 Fr. hab ich immer noch nicht bekommen, die ich noch zu gut habe. [...] Anna hat gesagt, Du könntest im Frühling wieder eine Zeitlang zu ihr kommen. Würde mich freuen. Das Kleid hab ich jetzt



Gruß aus Davos

Davos. Auf dem kleinen Bild das Gasthaus der Familie Conrad.

noch nicht machen lassen, hätte ja natürlich kein Geld. Wird wahrscheinlich schon nächsten Winter werden, bis ichs tragen kann. Lasse aber kein Jacket machen, sondern ein Mantelkleidchen, weisst, wo alles aneinander ist, und dann hab ich ein warmes Kleid. [...] Anna hat gesagt, sie wolle mir dann das Geld geben für Krankenhaus, aber sie kann ja mir den Macherlohn bezahlen; aber sie wirts wohl vergessen. [...] Mit dem Magenweh hab ich besser jetzt, aber stark Husten. Hab von Anna ein Glas Bienenhonig holen lassen, habs aber nicht bezahlt, hab gedacht, das dürfe sie schon leisten. Nun weiss ich nichts mehr. Indessen herzliche Grüsse Eure Nina
Dem Kleinen ein paar Küssli.»

8. «Davos Platz, den 28. März 1919
Meine Lieben!
Sende hier dem Kleinen ein kleines Geburtstagsgeschenkli. Hoffentlich hat er Freude an dem Poppeli und dem Sparkässeli, langt eben nicht weiter. Komme nun nächste Woche zur Anna, aber glaube kaum, dass es mir dann besser geht. Ich hatte mich hier so heimisch gefühlt, dass ichs bei der Anna nicht besser haben kann. Zweitens wollte ich mich selber erhalten so lang als möglich, denn es ist auch nicht angenehm, wenn man fühlen muss, man ist das fünfte Rad am Wagen. Dann hat sie mir ein Zimmerchen versprochen, und jetzt, da ich ja gesagt habe, ich komme, hat sie wieder gesagt, ich könne über den Sommer in der Küche schlafen, dass sie das Zimmer noch vermieten könne. Wenn ich das ge-

wusst hätte, so wäre ich so wie so hier geblieben. Ich habe auch lieber ein angenehmes Zimmer als so ein Dreckloch. Man kann ja keine Freude haben am Zimmer. Am Abend wird es heissen, geh du ins Bett. Ja, wenn man ein gemütliches Zimmer hätte, würde man gerne gehen. Du schreibst, vom Lustighaben habe man nicht gegessen. Aber Ihr könnt scheints noch nicht begreifen, dass eins, wo nicht gesund ist, Zerstreung nötig hat wie ein Gesundes, im Gegenteil. Und dass ich in der Wirtschaft nicht sein kann, weiss ich selber, denn wenn ich einen halben Tag drin sitze, so hab ich am Abend Kopfweh, dass ich schiessa und chotza könnt. Ich kann doch meinen Grind nicht in ein Mausloch stecken, nur aufstehen am Morgen und arbeiten den ganzen Tag und am Abend wieder ins Nest, da muss man ja schwermütig werden. Und dann die Gesichter, wo die machen, man weiss ja nicht, ist man unwert oder nicht. Ist man den ganzen Tag dort, so hört man nichts als Krach, vor allen Leuten sagen sie einander wüest und springen einander fast an Grind. Man muss sich ja genieren, dass sie sich nicht besser beherrschen können. Da will ich lieber arbeiten den ganzen Tag und dann am Abend aber vergnügte Leute um mich haben.»(Brief unvollständig.)

9. «Davos Platz, den 2. Nov. 1919
Meine Lieben!
Will Euch nun auch wieder schreiben. Habe die Sachen erhalten. Habe planget drauf, aber ich habe schon wieder fast

keine Nastücher mehr, brauche furchtbar viel jetzt. Und wegen den blauen Pumphosen hast Du vergessen nachzusehen im Kasten. Hätte sie so gerne, weil es halt kalt ist. Ich finde sie hier nicht, also müssen sie daheim sein. Habe jetzt nach Niederurnen geschrieben und Medizin bekommen, nun will ich sehen, obs etwas nützt. Oder hättest Du lieber gehabt, wenn ich Natura genommen hätte? Jetzt geht ein kolossaler Unrat von mir, dass es mir selber fast gruset. Habe von Kusterli in St.Gallen einen Brief bekommen. Sie schreibt, sie gehe schon 16 Wochen wieder ins Geschäft, und hat auch zwei Jahre gar nichts verdienen können, dass sie so schlecht zweg war. Nun hoff ich, dass es bei mir auch wieder besser kommt. Wenn nur die Geduld haben wollten, die um mich sein müssen. Ich könnte ja auch die Geduld verlieren, da ich ja krank sein muss. Aber wenns nicht grad sofort wieder gut ist, dann heisst [es]: Ja, dir besserts nicht mehr, an dir hab ich keine Freude. War letzte Woche ein Tag im Bett. Es war mir wirklich gar nicht gut. Da hat Anna gesagt, ja wenn ich halt im Bett sein müsse, schreibe sie halt der Mama, dass Ihr mich wieder heim holen müsst. Grittli würde mir gerne das Essen bringen und was ich etwa nötig hätte, aber Anna wills nicht haben. Die Milch am Morgen bringen sie mir, weil ich dann erst aufstehe, wenn die Sonne scheint. Wenns nur einmal dazu käme, dass wir alle hier sein könnten. Habe halt manchmal schrecklich Heimweh und lange Zeit. Und dann, wenn ich so studiere und manchmal brüela [weine], so hab ich nachher grad wieder Fieber und Kopfweh. Habt Ihr das Geld nicht geholt in Grabs? Lege noch die Briefe bei von Niederurnen, kannst sie mir dann wieder schicken. Wenn Du vielleicht ein paar Äpfel hättest, recht saftige, und ein paar Brätala [gedörnte Birnen], würde es mich freuen. Nun seid herzlich gegrüsst von Eurer Nina»

Damit enden die Briefe von Nina Hilty. Wahrscheinlich kehrte sie bald darauf todkrank nach Werdenberg zurück. Sie starb im folgenden Jahr, 1920, im Alter von 28 Jahren.

Das Individuum vor der Krankheit

Die Briefe erschüttern in ihrer Eindringlichkeit. Klar und sprachlich recht gewandt analysiert Nina Hilty ihr physisches und psychisches Befinden. Anhand ihrer Schil-

derungen lässt sich der Krankheitsverlauf recht gut nachzeichnen: Die Tuberkulose nahm ihren Anfang in den Lungen. Nach einer vorübergehenden Besserung durch die Kur auf dem Walenstadtberg verschlimmerte sich die Krankheit im Laufe des Jahres 1917. Nina litt unter starkem Husten.⁷ Bald konnte sie nur noch bei Sonnenschein ausgehen;⁸ wahrscheinlich reizten Kälte und Luftfeuchtigkeit die Atmungsorgane auf unerträgliche Weise. Die zerstörten Lungen sonderten eitrigen, bazillenhaltigen Auswurf ab.⁹ Damit wurde – was bei Lungentuberkulösen häufig war – der Kehlkopf angesteckt. In einem sehr schmerzhaften Eingriff liess sich die Kranke oberflächliche Gewebewucherungen im Hals wegbrennen (kauterisieren).¹⁰ Offenbar besserte darauf das Leiden vorübergehend; es wird nicht mehr erwähnt. Meistens war Kehlkopftuberkulose mit starker Heiserkeit verbunden, doch findet sich in den Briefen kein entsprechender Hinweis. Anfangs 1919 griff die Krankheit weiter um sich. Nina Hilty berichtet, sie leide an «Magenweh».¹¹ Es ist anzunehmen, dass hier Schmerzen gemeint sind, die ihren Ursprung im Darm hatten: Durch kleine Mengen an verschlucktem Auswurf wurde häufig der Darm – nicht der Magen – angesteckt. Der Krankheitsverlauf war begleitet von den typischen Fieberschüben, manchmal stieg die Körpertemperatur auf über 39 Grad.¹² Schliesslich wurde Nina Hilty von heftigen Kopfschmerzen geplagt¹³, die aber mit ihrer Tuberkulose in keinem direkten Zusammenhang standen. Die Qualen, welche die junge Frau auszuhalten hatte, lassen sich erahnen.

Nina Hilty war als Kranke vom normalen Alltagsleben ausgegrenzt. Diese besondere Situation versucht sie in ihren Briefen Mutter und Bruder verständlich zu machen, sie lässt sie teilhaben an ihrem Zurückgeworfensein auf sich selber, an ihrer Auseinandersetzung mit der Krankheit und mit ihrem geplagten, befallenen Körper. Sie schildert ihren für junge Tuberkulosekranke typischen Gemütszustand: Manchmal ist sie deprimiert, fühlt sich am Ende ihrer Kräfte und sehnt sich nach Schonung, dann wieder ist die junge Frau voller Lebenslust, «bummelt» mit ihren Freundinnen oder feiert bis in alle Nacht in fröhlicher Gesellschaft. Dies wird von den Angehörigen nicht immer begriffen und als unvernünftig taxiert.¹⁴ Dadurch wird Nina Hilty noch tiefer in ihre Isolation hineingetrieben, was ihr seelisch schadet: Sie

möchte von ihren Nächsten verstanden und in ihrem Elend getragen sein. Auf Vorwürfe reagiert sie mit Trotz, der Krankheit stellt sie einen eisernen Lebenswillen entgegen.

Nina Hilty ist keine stille Dulderin. Obwohl sie aus einer tiefgläubigen Familie stammt, findet Gottes Wille keinen Platz in ihren Überlegungen. Als modernes Kind ihrer Zeit begreift sie ihren Körper als «Maschine», die nicht mehr richtig funktioniert und die es zu reparieren gilt.¹⁵ Sie ist von der ärztlichen Kunst überzeugt; so rät sie beispielsweise der Mutter dringend zu einer nötigen Operation.¹⁶ Allerdings beschränkt sie – wie damals auf dem Lande üblich¹⁷ – den Zuzug eines Arztes auf den äussersten Notfall. Bettlägrigkeit und Lungenentzündung, das sind ihre Synonyme für einen lebensbedrohlichen Zustand. Solange dieser nicht eintritt, geht Nina Hilty den Ärzten nach Möglichkeit aus dem Weg und versucht sich selber zu heilen: Sie «macht Liegekur», indem sie bei schönem Wetter ein paar Stunden auf dem Balkon in der Sonne liegt; ihre Kehlkopftuberkulose behandelt sie mit dem damals weit verbreiteten Gurgelwasser «Sansilla»; sie versucht, ihren hartnäckigen Husten mit Bienenhonig zu kurieren; sie bestellt Medikamente bei einem Naturheiler in Niederurnen.¹⁸ Obwohl sie je länger je mehr Zugeständnisse an die Krankheit machen muss, behält sie sich wenn immer möglich ihre Entscheidungsfreiheit und Eigenständigkeit vor. Sie lässt ihren Gesundheitszustand nicht fremdbestimmt durch Ärzte definieren, sondern legt selber fest, ob und wann sie sich krank oder gesund fühlt. So rafft sie sich noch mit über 39 Grad Fieber – nach objektiven Massstäben als schonungsbedürftige Patientin – in panischer Angst, «krank zu werden», zur Arbeit auf, um sich und der Umwelt zu beweisen, dass

7 Vgl. Brief Nr. 7.

8 Vgl. Briefe Nr. 5, 9.

9 Vgl. Brief Nr. 9.

10 Vgl. Brief Nr. 4.

11 Vgl. Brief Nr. 7.

12 Vgl. Briefe Nr. 4, 5, 9.

13 Vgl. Briefe Nr. 8, 9.

14 Vgl. Brief Nr. 8.

15 Zur Auffassung des Körpers als «Maschine» vgl. Herzlich/Pierret 1991, S. 117ff.

16 Vgl. Brief Nr. 3.

17 Vgl. dazu Hauser 1989, S. 257f.

18 Vgl. Briefe Nr. 3, 4, 7, 9.



Ninas Bruder Burkhard Hilty um 1915.

ihr Zustand so ernst nicht sei.¹⁹ Sie betont wiederholt, wie es ihr doch im Vergleich zu anderen «gut gehe».²⁰ Wahrscheinlich ahnt sie, dass sie mit dieser Einstellung ihre Heilungschancen vertut, doch ist ihr der Gedanke an die Demütigung, die in einer totalen körperlichen und finanziellen Abhängigkeit liegt, unerträglicher als die Krankheit selber.

Nina Hiltys vordringlichste Sorge gilt nicht ihrem angegriffenen Gesundheitszustand, sondern den daraus resultierenden Kosten. Als Angehörige einer armen Familie besitzt sie keinerlei Rücklagen, die ihr ein Kranksein in Ruhe erlauben würden. Krankenkassenbeiträge zu entrichten, konnte sie sich schon in gesunden Tagen nicht leisten. So wird sie von ihrer Krankheit in wirtschaftlicher Hinsicht doppelt belastet: Sie ist nicht mehr in der Lage, den Lebensunterhalt für sich und ihr Kind zu bestreiten, und das Wenige, das sie verdient, muss sie grösstenteils für ärztliche Behandlung und Medikamente ausgeben. So lange wie möglich stemmt sich Nina Hilty dagegen, unterstützungsbedürftig und finanziell total abhängig zu sein. Die von der Tuberkulosefürsorge unentgeltlich angebotene Liegekur in einem Sanatorium – verbunden mit einem Arbeitsverbot – lehnt sie nach längerem Überlegen ab²¹, die Hilfe ihrer Familie muss sie schweren Herzens akzeptieren.

Familiensolidarität

Eltern, Kinder und Geschwister sind – mit gewissen Einschränkungen – im Notfall untereinander zur finanziellen Hilfe ver-

pflichtet. So steht es im Schweizerischen Zivilgesetzbuch, das 1912 in Kraft trat.²² Verkürzt auf materielle Belange, drücken die entsprechenden Artikel aus dem frühen 20. Jahrhundert uralte Grundsätze menschlichen Verhaltens aus: Wie die meisten Kulturen basierte die europäische Kultur – nicht zuletzt dank ihrer jüdisch-christlichen Prägung – im sozialen Bereich seit jeher auf starken familiären Banden mit weitgehenden materiellen und moralischen Verpflichtungen. Diesen zu entschlüpfen – etwa durch Flucht in eine andere Gegend – war nur selten möglich und galt immer als verwerflich.²³ Im Alten Testament wird Kain nicht nur seines Brudermordes wegen verurteilt, sondern auch wegen seiner ungehörigen Frage an Gott: «Soll ich meines Bruders Hüter sein?»²⁴ Die (unausgesprochene) Antwort Gottes ist auch heute noch geläufig, trotz Auflösungserscheinungen der herkömmlichen Familienstrukturen und obwohl der moderne Sozialstaat die Angehörigen in finanzieller Hinsicht zum Teil entlastet. – Es sei hier auf dieses komplexe Thema nicht näher eingetreten. Am Beispiel von Nina Hilty und ihren Angehörigen möchte ich aufzeigen, wie zu Beginn unseres Jahrhunderts ein Individuum in auswegloser Situation von einem engmaschigen Beziehungsnetz gehalten wurde und wie selbstverständlich die Familiensolidarität funktionierte.

Barbara Litscher, Nina Hiltys Mutter, war fast zeitlebens auf sich allein gestellt. Von ihren Eltern hatte sie offenbar nur wenig Unterstützung erfahren, der erste Mann liess sie – wie gesagt – mit einem Schuldenberg treulos sitzen, den zweiten verlor sie nach elfjähriger Ehe. Sie erbte ein kleines Haus und etwas Land, auf dem sie Gemüse pflanzen konnte. Den Lebensunterhalt für ihre sechsköpfige Familie musste Barbara Litscher weitgehend mit Waschen und Putzen bestreiten. Kaum waren die Kinder erwachsen und die schlimmste materielle Not scheinbar vorüber, kehrte eins ums andere tuberkulosekrank nach Hause in die Unselbständigkeit zurück. Es blieben Barbara Litscher keine Ruhepausen, in denen sie an Eigenbedürfnisse hätte denken können; das widrige Schicksal ihrer Familie vereinnahmte ihr ganzes Leben. Trotzdem war sie nicht verbittert: Ihre Verlässlichkeit beruhte auf überkommenen gesellschaftlichen Vorstellungen und auf einem festen Glauben an Gottes weise Fügungen. So schrieb sie 1896, kurz nach dem Tode ih-

res Mannes, einer Freundin: «Ich habe Gottes Hülfe und Gottes Liebe noch nie so gespürt wie jetzt. Als mein Mann noch lebte, sagte er manchmal, wie hat auch der liebe Gott ein Aug auf uns, wenn wir wieder ein Geldstück bekamen von einem guten Menschen oder sonst etwas. Es ist manchmal gewesen, als ob der liebe Gott hie hingegangen wäre und gesagt hätte, gebt diesen Armen Leuten etwas, ich will es euch wieder vergelten.»²⁵ Diese Einstellung verlieh ihr Grosszügigkeit im Geben, selbst wenn sie jeden Rappen zweimal umdrehen musste. Die Kinder konnten ihre Hilfe ohne Vorbehalte in Anspruch nehmen, sie brauchten sich der Mutter gegenüber nicht mit einem schlechten Gewissen zu belasten.

Das Vorbild der Mutter wirkte prägend für die Familiensolidarität der Kinder. Der jüngste Sohn, Burkhard, ein begabter Junge, der eine kaufmännische Lehre machen konnte und dann in gesicherter Stellung als Prokurist arbeitete, entlastete mit den Jahren Barbara Litscher mehr und mehr. Er stellte sein Einkommen selbstverständlich für die Bedürfnisse von Mutter und Schwester zur Verfügung. Später ersetzte er Ninas verwaistem Söhnchen den Vater.

Auch Anna Lufi, Barbara Litschers Tochter aus erster Ehe, setzte sich für ihre Halbschwester ein, allerdings mit Vorbehalten und weniger total, als Mutter und Bruder dies taten. Als verheiratete Frau war sie materiell und moralisch nicht allein ihrer Ursprungsfamilie verpflichtet, sondern in erster Linie dem eigenen Hausstand. Wahrscheinlich hatte nie eine enge seelische Beziehung zwischen ihr und der um 13 Jahre jüngeren Nina Hilty bestanden. Will man den erhaltenen Briefen glauben, sprang Anna Lufi bisweilen taktlos und grob mit der Schwester um. In finanziellen Belangen verhielt sie sich knauserig: Nina wurde in der Küche statt in einem freundlichen Gästezimmer einquartiert, musste über ihre Kräfte im Haushalt arbeiten und bekam zu wenig zu essen.²⁶ Allerdings schildern die Briefe die Situation allein aus Nina Hiltys Sicht; die Gegendarstellung der Schwester fehlt. Wahrscheinlich überzeichnete die Kranke das Verhalten Anna Lufis in seinen negativen Zügen. An den Briefen lässt sich deutlich ablesen, welch schwierige Hausgenossin Nina Hilty damals war. Sie brauchte ihre ganze Kraft für den Kampf gegen die Krankheit. Die ohnmächtige Wut, die sie in dieser aussichtslo-

1919
Dieser Platz, den 25. Feb.

Meine Lieben!

Endlich kommt
ich dazu, euch ein paar
Zeilen zu schreiben. War
wirklich bisher fast nicht
imstande, am Abend noch
zu schreiben da ich sehr
müde war. Jetzt geht es schon
besser, hab noch Hilfe bekommen.
Es sind zwei Fräulein hier
auf Besuch und die helfen
mir auch, und Mitte März
kommt dann eine andere.
Wegen der Wäsche hat ich
gedacht ich wolle sie selber
waschen am Abend hab
dann aber die Wäscherei schon

Brief von Nina Hilty (Nr. 7).

sen Situation empfand, warf sie auf die Menschen in ihrer Umgebung, auf die Gesunden, die sich nur schwer in ihre Lage versetzen konnten. «Sie sollte nur einmal etwas schweres durchmachen müssen», wünscht sie ihrer Schwester an; «sie würde auch lieber nichts arbeiten und Kur machen, und unsereins muss arbeiten, wenn man fast auf allen vieren gehen muss», beklagt sie sich über eine Bekannte.²⁷ Nina war – wie sich ihre Schwester ausdrückt – «chiebig», das heisst, übellaunig und bokkig.²⁸ Dieses Verhalten wiederum musste Anna Lufi als Undank auffassen, setzte sie sich doch innerhalb ihrer Möglichkeiten nach Kräften für Nina ein: Sie stellte ihr ein Dach über dem Kopf zur Verfügung, sorgte sich um bessere Anstellungsbedingungen für sie und half ihr finanziell.²⁹ Vor allem aber übernahm Anna Lufi die undankbare Aufgabe – die sie sicher nicht gesucht hatte –, aus Familiensolidarität die Gegenwart der unbequem und schwierig gewordenen Schwester auszuhalten und als Blitzableiter für deren krankheitsbedingte Aggressionen zu dienen.

So wurde Nina Hilty bis ans Lebensende von verlässlichen sozialen Bindungen gehalten. Zwar drücken ihre Briefe manchmal Einsamkeit und ein Gefühl des Nicht-verstandenwerdens aus, doch die bedingungslose Solidarität der Angehörigen wurde bei allen Klagen immer als selbstverständlich vorausgesetzt. Ihrer materiellen Abhängigkeit wegen musste sie im schriftlichen Kontakt mit Mutter und Bru-

der bleiben, selbst wenn ihr manchmal nicht ums Schreiben zumute war;³⁰ und beim Briefeschreiben war sie gezwungen, ihre Lage immer wieder neu zu überdenken. Mutter und Bruder wurden zu wichtigen Dialogpartnern in der Auseinandersetzung mit der Krankheit. Nina Hilty litt sehr unter Heimweh. Wahrscheinlich sehnte sie sich nicht so sehr nach ihrem armseligen Vaterhaus in Werdenberg als vielmehr nach der physischen Nähe ihrer Familie: «Dann sind wir alle beisammen und können uns gegenseitig aushelfen. [...] Das wäre mein grösster Wunsch.»³¹ Die einzig verlässliche Stütze in ihrem bedrohten Dasein war die Solidarität ihrer Angehörigen. Sie entwickelte feine Antennen für zwischenmenschliche Misstöne in diesem Bereich. Sie litt unter dem rüden Umgangston zwischen Schwester und Schwager.³² Die Tatsache, dass Anna Lufi vor fremden Leuten auf beleidigende Weise über Mutter und Bruder herzog, brachte Nina in helle Empörung: Diese Äusserungen verletzten das Familiengefüge und wurden von Nina als Bedrohung ihrer existentiellen Grundlage empfunden.³³ Andere Formen verlässlicher Solidarität hatte Nina Hilty offenbar nie erfahren. Als im November 1918 der Generalstreik die Schweiz erschütterte, zeigte sie keinerlei Verständnis für die Anliegen der Arbeiter, die Arme und Ausgebeutete waren wie sie als Dienstmädchen und Näherin. Der Generalstreik war in ihren Augen eine «Schweinerei».³⁴ Der von den Sozialisten gezeichnete, von Überkommenem abweichende Entwurf einer anderen, auf umfassender materieller Solidarität beruhenden Gesellschaft überstieg ihr Vorstellungsvermögen.

Tuberkulose und Gesellschaft um die Jahrhundertwende

Die Einstellung der Gesellschaft zum Kranksein erfuhr im Laufe des 19. Jahrhunderts eine wesentliche Änderung. Galten früher Krankheiten als schicksalsbedingt oder als Strafen und Heimsuchungen Gottes, die erduldet werden mussten, so brachten die wissenschaftlichen Erkenntnisse vor allem aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Einsicht, dass manche Erkrankungen durch Eigenverantwortung des Individuums teilweise vermeidbar waren. Man wusste nun, dass äussere Bedingungen die Anfälligkeit für verschiedene Krankheiten erhöhten, dass es Vorsichtsmassnahmen gab, um eine Ansteckung zu

vermeiden, und dass der Mensch selber eine potentielle Gefahrenquelle war, indem er als Bazillen- und Bakterienträger andere krank machen konnte. Die neu entstandene Wissenschaft der Hygiene befasste sich mit diesen Tatsachen und versuchte sie mit staatlicher Unterstützung allgemein bekannt zu machen. Mittels Volksschulerziehung und Hausfrauenbildung wurde die Bevölkerung allmählich auf einen hygienischen Verhaltenskodex eingeschworen, wie er im wesentlichen auch heute noch gilt.³⁵ Allerdings waren die hygienischen Vorschriften damals nur mit zeitraubenden Wasch- und Putzarbeiten zu erfüllen, weil technische Hilfsmittel weitgehend fehlten. Diesen grossen Aufwand konnten sich Angehörige der Mittel- und Oberschicht wohl leisten, nicht aber die Armen: Ihre schlechten Behausungen standen der Hygiene entgegen, und aus Arbeitsüberlastung wurden Reinlichkeit und Körperpflege bisweilen vernachlässigt. So erhielten sozial Benachteiligte bald einmal ein Stigma als potentielle Bazillenträger, und Menschen, die an Infektionskrankheiten litten, welche sich in ärmlichen Verhältnissen besonders stark ausbreiteten, wurden durch ihre «Armeleute-Krankheit» diskriminiert.

Dies galt besonders für die Tuberkulose. Man sah in ihr ursprünglich eine Folge ver-

19 Brief Nr. 4.

20 Briefe Nr. 5, 6.

21 Vgl. Brief Nr. 6.

22 «Blutsverwandte in auf- und absteigender Linie und Geschwister sind gegenseitig verpflichtet, einander zu unterstützen, sobald sie ohne diesen Beistand in Not geraten würden. [...] Geschwister können nur dann zur Unterstützung herangezogen werden, wenn sie sich in günstigen Verhältnissen befinden.» (Alt Art. 328 u. 329 ZGB, Ausgabe 1907).

23 Vgl. dazu Heers 1974 und Tamassia 1971, insbes. S. 119–134.

24 Genesis 4, 9.

25 Brief von Barbara Litscher an Hanna N., 23. August 1896.

26 Vgl. Briefe Nr. 1, 8, 9.

27 Briefe Nr. 1, 4.

28 Brief Nr. 3.

29 Vgl. Briefe Nr. 4, 7, 8.

30 Vgl. Briefe Nr. 3, 5.

31 Brief Nr. 5.

32 Brief Nr. 11.

33 Vgl. Brief Nr. 1.

34 Brief Nr. 6.

35 Zur Entwicklung des Hygiene-Bewusstseins und der hygienischen Massnahmen im Alltag vgl. Mesmer 1982.

feinerter Lebensart, einen Ausdruck von Weltschmerz oder verzehrender Todessehnsucht. Dieses Bild verflüchtigte sich vor den seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts genau geführten Statistiken, welche eine besonders häufige Verbreitung der Tuberkulose in Armenquartieren nachwies.³⁶

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gab es für Minderbemittelte in den Volkssanatorien Heilungschancen im Frühstadium der Tuberkulose. Doch wurde dieses Angebot nicht immer voll ausgenützt. Dies zeigt das Beispiel von Nina Hilty. Nach einer – offenbar abgebrochenen – Kur auf dem Walenstadtberg setzte sie ihre Gesundheit aufs Spiel, indem sie ihre zu strenge Arbeit als Putzfrau und Dienstmädchen wieder aufnahm. Sie wollte diese Gefahr so lange nicht erkennen, bis keine Heilung mehr möglich war. Ninas Verhalten beruhte nicht nur auf wirtschaftlichen Gründen, sondern auch auf einem gängigen Vorurteil über Kranke, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts, im Zeitalter der Industrialisierung und des Fortschrittsglaubens, entwickelt hatte. *Meyers Konversations-Lexikon* formuliert es 1895 im Artikel über Gesundheitspflege so: «Auf der Gesundheit beruht die geistige und wirtschaftliche Produktionskraft des Einzelnen wie des ganzen Volkes. Mit der Kraft und Gesundheit steigt und sinkt die Erwerbsfähigkeit des Individuums. Der Kranke leistet nichts für die Gesamtheit, er wird häufig sogar zu einem störenden und lästigen Element für

diese».³⁷ – Störend und lästig, sozusagen ein Volksschädling zu sein, dies bedrückte Nina Hilty. Anfangs 1919, als ihre Krankheit bereits weit fortgeschritten war, klagte sie: «Und dann die Gesichter, wo die machen, man weiss ja nicht, ist man unwert oder nicht».³⁸ Aus Angst, als Arbeitsunfähige das «fünfte Rad am Wagen»³⁹ zu sein, als Kranke und als Tuberkulose in doppelter Hinsicht von der Gesellschaft erbarmungslos ausgegrenzt zu werden, verbarg sie ihren Zustand so gut als möglich und geriet dadurch in einen Teufelskreis, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Die medizinischen und hygienischen Erkenntnisse des 19. Jahrhunderts verschlimmerten paradoxerweise vorerst einmal die Lage für die Tuberkulosekranken. Obwohl um die Jahrhundertwende bereits recht gute Heilungschancen für leichte Fälle bestanden, war für die grosse Zahl der Unheilbaren durch die soziale Ausgrenzung die Situation schwieriger als zuvor. Zu den körperlichen Schmerzen kam das Leiden an der gesellschaftlichen Ächtung. Die Briefe von Nina Hilty illustrieren dies deutlich. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts, als die Tuberkulose heilbar wurde, trat man den Kranken wieder freier gegenüber.

36 Vgl. dazu Herzlich/Pierret 1991, S. 40–44.

37 Zit. nach Mesmer 1982, S. 475.

38 Brief Nr. 8.

39 Brief Nr. 8.

Anmerkung

Für die Beratung in medizinischen Fragen danke ich herzlich meinem Vater, Prof. Dr. med. Eduard Haefliger-Glutz, ehemaliger Chefarzt der Zürcher Tuberkuloseheilstätte Wald.

Quellen und Literatur

Briefe von Nina Hilty und Barbara Litscher bei Urs Haefliger und Anna-Maria Deplazes-Haefliger, Küssnacht.

Haefliger 1990: E. HAEFLIGER, *Robert Koch und das Tuberkulin. Zum Leben und Werk des grossen Bakteriologen*. – In: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 123, 30. Mai 1990, S. 105.

Haegi 1988: V. HAEGI, *St.Gallische Höhenklinik Walenstadtberg*. – In: *Medizin im Werdenberg und Sarganserland. Zur Geschichte der medizinischen Versorgung in den Bezirken Werdenberg und Sargans. Festschrift zum Anlass 125 Jahre Ärzteverein Werdenberg-Sargans*. Sargans 1988, S. 122–130.

Hauser 1989: A. HAUSER, *Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert*. Zürich 1989.

Heers 1974: J. HEERS, *Le clan familial au Moyen âge. Etude sur les structures politiques et sociales de milieux urbains*. Paris 1974.

Herzlich/Pierret 1991: C. HERZLICH/J. PIERRET, *Kranke gestern, Kranke heute. Die Gesellschaft und das Leiden*. München 1991.

Horisberger 1988: B. HORISBERGER, *Anfänge einer medizinischen Versorgung im Werdenberg und Sarganserland im 18. und 19. Jahrhundert*. – In: *Medizin im Werdenberg und Sarganserland. Zur Geschichte der medizinischen Versorgung in den Bezirken Werdenberg und Sargans. Festschrift zum Anlass 125 Jahre Ärzteverein Werdenberg-Sargans*. Sargans 1988, S. 50–60.

Mesmer 1982: B. MESMER, *Reinheit und Reinlichkeit. Bemerkungen zur Darstellung der häuslichen Hygiene in der Schweiz*. – In: *Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Ulrich Im Hof*. Bern 1982, S. 470–494.

Tamassia 1971: N. TAMASSIA, *La famiglia italiana nei secoli decimoquinto e decimosesto*. Roma 1971.